

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 23

Artikel: Der Ruf
Autor: Stelzner, Waldemar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

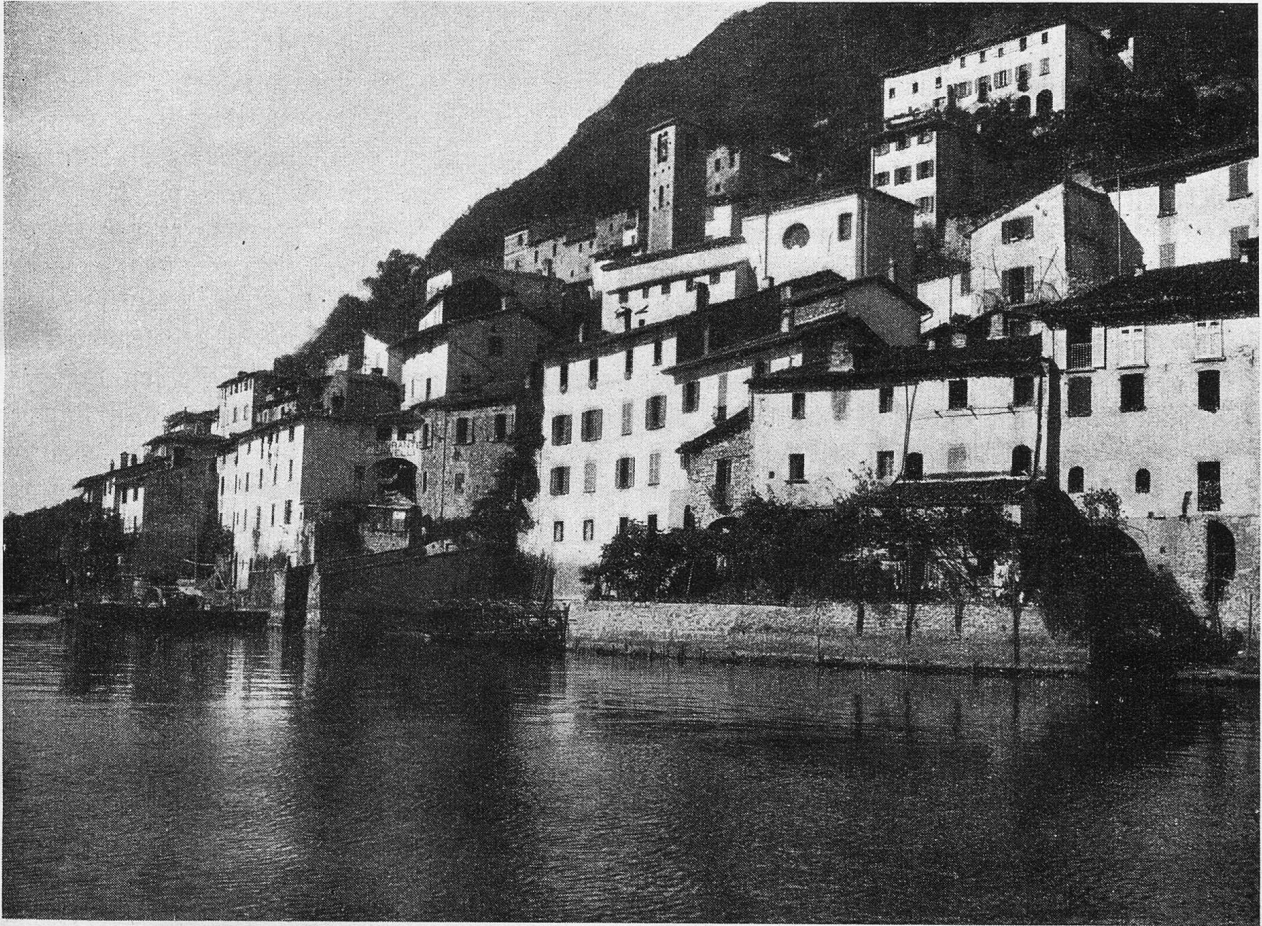
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



GANDRIA AM LUGANERSEE

Photo Meerkämper

DER RUF

Von Waldemar Stelzner

Auf dem Sprungbrett der Seebadeanstalt stand trotz der Frühe — es war noch nicht sechs Uhr morgens — als einziger Badegast eine schlanke Männergestalt. Der kraftvolle Körper leuchtete im Widerschein der jungen Sonne, die weithin das aus träger Nachtruhe erwachte Meer mit einem huschenden Spiel von Farben überschüttete. Im Gegensatz zu dem herrlichen Bronzeton des sehnigen Körpers zeigte das Antlitz des Mannes eine krankhafte Blässe, als ob er die verflossene Nacht zum Tag gemacht hätte.

„Heute soll die blaue Ostsee mich in Schummer wiegen! Daß Sie sich nicht ängstigen, Peterfen, — ich bleibe lange fort!“ rief er mit lau-

ter übermütiger Stimme dem auf einer Seitenbrücke stehenden Bademeister zu.

Der Angerufene nahm die Pfeife aus dem Mund und heftete seine blauen Seemannsaugen etwas besorgt auf die ungewohnte Gesichtsbilddes seines Schütlings. Obwohl er ihn seit Jahren als überaus sicheren Schwimmer kannte, hob er warnend die Hand:

„Herr Falkendorf, Sie sollten heute nicht so weit hinausschwimmen! Mich dünkt, es ist eine kräftige Brise im Anzug. Die Wellen dürften Ihnen draußen zu schaffen machen!“

Hans Falkendorf winkte lässig ab. Sein Blick ging in die Ferne. Im nächsten Augenblick rechte

er sich jäh empor, hob die muskulösen Arme freisend in die Höhe und schoß im sicheren Hechtsprung in die hochaufschäumende Flut. Dann glitt er mit mächtigen Stößen in die offene See hinaus.

Petersen schaute ihm nach, so weit seine weit-sichtigen Augen ihn noch erreichen konnten. Er sah den tiefgebräunten Körper mit dem blonden Haupt noch einmal in der Ferne auftauchen. Dann hatte das flimmernde Frühlicht die letzte kleine Spur verschluckt; er sah nichts mehr als gleißende Lichtwellen. Kopfschüttelnd ging der Alte wieder seiner Arbeit nach. Er wußte, daß der tägliche Frühgast erst in etwa zwei Stunden zurückkehren würde.

Aber Hans Falkendorf dachte heute überhaupt nicht an Rückkehr.

Er wollte schwimmen, schwimmen, bis — ja, bis die Kräfte ihn verließen — und langsam und kraftlos sinken, — versinken in die Tiefe und Vergessenheit. Er mochte nicht mehr. Er hatte genug vom Leben. Die Wellen sollten in der letzten Erschöpfung über ihn schlagen und ihn einbetten in die ewige Ruhe...

Noch einmal wollte er sich aus voller Herzenslust tummeln in der geliebten See, tummeln bis zur letzten Muskelzuckung, kämpfen mit den Wellen bis zum Erliegen.

Seine überreizten Nerven jagten ihn immer weiter hinaus in die Unendlichkeit des Meeres. Mit ungestümer Kraft durchschnitt er die immer lebhafter rollenden Wellen. Das Salzwasser sprühte ihm um den jetzt rosig schimmernden Kopf. Allmählich wurde er ruhiger in seinen Bewegungen. Wuchtig und gleichmäßig schwamm er hinaus in die große Weite.

Bilder der Vergangenheit zogen durch sein Gehirn.

Fast zwanzig Jahre waren nun verstrichen, seit er seine Olse-Lore heimgeführt hatte. Nur wenige Jahre ungetrübten Glückes an ihrer Seite waren ihm beschieden gewesen. Dann kam das Unglück. Eine tückische Krankheit, deren Ursache in rätselhaftes Dunkel gehüllt blieb und an deren Behebung die Kunst der Ärzte scheiterte, begann die Kräfte seiner Frau aufzuzehren. Und dann kam zu allem Unheil noch der große Krieg! Er mußte ins Feld. Die Kranke durchzitterte die

endlos lange Zeit, in der er vor dem Feinde im Feuer lag, ruhe- und schlaflos, von Angst und Qual erfüllt. — Heimgekehrt fand er sie im fast völlig gelähmten Zustand wieder. Er begann sie zu pflegen und zu hegen, aller ihrer Wünsche und Bedürfnisse gewärtig bei Tag und bei Nacht. Wenn andere schliefen, erwachte er bei der geringsten Bewegung der lieben Kranken; er wurde der Mann ohne Schlaf. Seine Nerven hatten sich darauf eingestellt, auf jede Kleinigkeit zu reagieren, sie meldeten, wenn sie ihn brauchte, auch wenn er nicht bei ihr im gleichen Zimmer war. Und wenn er dann vor ihr stand: „Hast du mich nötig, Olse-Lore?“ starrte sie ihm schon gespannt entgegen und nickte lebhaft. So hatten sie seit Jahren schon dahin gelebt; sie in hilflosem Zustande, er in ewiger fiebriger Unruhe und Zerrissenheit.

Jetzt glaubte er's nicht mehr zu können. Er fühlte sich am Ende des Ertragens. Das Bewußtsein eines elenden zerstörten Lebens war mit einemmal wie eine Springslut über ihn gestürzt.

Und wie nun diese Erinnerungsbilder in ihm vorübergezogen waren, packte ihn plötzlich eine grenzenlose Wehmut und trieb ihm die Tränen in die Augen. — Sollte er sie nun wirklich allein lassen in ihrem Elend? War es nicht ein grausamer, feiger Entschluß?

Einen Augenblick lähmte ihn dieser Gedanke. Da drückte ihn eine schäumende Woge unter das Wasser. Brustend schoß er wieder empor und schüttelte sich. Nur weiter, dachte er, — nur weiter! Es ist ja doch alles zwecklos. Der Krieg hatte ihn verschont; jetzt wollte er noch einmal kämpfen wie im Weltkrieg. Bis zum letzten Rest der Kraft, bis zum Unterliegen, bis zum letzten Hauch! Und er holte wuchtig aus: immer weiter, immer weiter.

Unter einem funkensprühenden Silberschleier war die Küste längst hinter ihm versunken. Zwei Stunden waren wohl schon verstrichen. — Wieder rollte eine Woge heran und dann rauschten weiße Schaumkämme in ewiger Wiederholung über ihn hinweg. Mit einer grimmigen Lust fühlte er schon seine Kräfte ermüden. Nur weiter, immer weiter, immer weiter!

Plötzlich schrak er zusammen. Ein lauter Ruf hatte, wie aus weiter Ferne kommend, sein Ohr

erreicht. War's möglich? Oder täuschte er sich? Ilse-Lore hatte ihn gerufen! Ganz deutlich hatte er seinen Namen gehört! „Hans!“ hatte es wie aus tiefster Seelennot geklungen, und nochmals „Hans!“ — wie ein dringender Notruf, wie das S. O. S. der Schiffe auf hoher See...! Erschütternd lauschte er angestrengt in die Luft. Dann warf er sich mit einem Ruck herum und arbeitete in rasender Verzweiflung dem Lande zu. Sorge, Mitleid, Liebe trieben ihn ungestüm vorwärts.

Ein jäher Wetterumschlag hatte sich unterdessen vorbereitet. Über ihm ballten sich dunkle Wetterwolken zusammen. Unruhig spähte er gen Himmel. Es galt, sich zu sputen und alle Kräfte zusammenzuraffen. Die steigende Angst um seine Frau trieb ihn keuchend vorwärts.

Aus dem blauleuchtenden Tag war plötzlich schwarze Nacht geworden. Die wildgewordenen Wogen rollten und sprangen heulend dem Lande zu. Die Erschöpfung zwang den Schwimmer häufig, sich auf den Rücken zu werfen und eine Zeitlang treiben zu lassen. Im Scheine eines niederzukendenden Blitzstrahles gewahrte er endlich den weißen Strand. Im gleichen Augenblick aber rauschte ein Wolkenbruch herunter und verschluckte den letzten Rest des Lichtes.

Mit verbissener Anstrengung kämpfte Falkendorf um das jetzt nicht mehr allzuferne Ziel. Seine

Kräfte waren schon fast bis zum Rest verausgabt. Ob er's noch schaffte? Immer vorwärts, immer vorwärts... sie ruft, sie hat gerufen...! Eine hohe Sturzwelle warf den zu Tode Erschöpften schließlich — ein erhebliches Stück von der Badeanstalt entfernt — auf den Strand.

Der Strand war menschenleer; die Badegäste waren vor dem Unwetter in kopfloser Hast geflüchtet. Keuchend und bebend lag Hans Falkendorf auf dem Sande; der Regen goß wie eine mächtige Brause auf ihn herab. Aber schon nach wenigen Augenblicken stützte er sich mit unmenschlicher Willenskraft in die Höhe. Überall lagen einzelne in der Panik vergessene Gegenstände. In Reichweite erblickte Falkendorf einen Mantel. Den warf er sich um und lief unter Aufbietung letzten Vermögens über die Kurpromenade zu seiner Wohnung.

Vor dem Lager seiner Frau brach er zusammen.

Ein tödlicher Schrecken riß die Gelähmte hoch; laut aufschreiend beugte sie sich tief zu ihm nieder und versuchte ihn aufzurichten.

Da huschte ein froher Schein über sein schon erstarrendes Gesicht.

„Ilse-Lore“, flüsterte er, „ein Wunder... Du bist geheilt!“

Und dann versank er in tiefe Ohnmacht.

Unser täglich Brot . . .

Von Johannes Vincent Venner

Das erste, was wir als Kinder auswendig lernen mußten, war das Vaterunser. Ich glaube, wir wußten es geläufiger herzusagen als das A b c. Wenn unser kleiner Verstand auch den Sinn des schönen Gebetes vielleicht noch nicht völlig erfaßte, der eine Satz ward uns bald klar:

Unser täglich Brot gib uns heute . . .

*

Wenn ich meine frühesten Kindheitserinnerungen durchforsche, sehe ich immer die Mutter vor mir, mit einem mächtigen Laib Ruchbrot, den sie gegen das schneeweiße Leinenhemd ihrer Bernertracht stemmte, um große runde Scheiben abzu-

schneiden, die sie in unsere emporgereckten Kinderhände legte.

Wir waren der hungrigen Mäuler viele; aber trotzdem waren der Mutter Brotschnitten reichlich zugemessen, wohlgemeint und von Herzen gegönnt, so daß ein Vierpfünder nicht weit reichte und der Vater manches „ach Gott“ seufzte, wenn der Brotkorb wieder leer und in seinem Lederbeutel gegen Ende des Monats Ebbe herrschte.

*

Die Mutter sah uns manches nach. Ihre Strafen waren gelinde; aber in einem war sie streng wie ein Prophet aus dem alten Testament, näm-